



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Dieterich, Karl: Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen  
Großstädten : München. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten

Von Karl Dieterich

München

1



on der protestantischen Bürger- und Kaufmannsstadt Leipzig in die katholische Bauern- und Königsstadt München ist auf den ersten Blick ein starker Sprung. Doch es ist schon dafür gesorgt, daß es nicht an mildernden Übergängen fehlt. Wir sahen ja schon, daß Leipzig manches vom Süden angenommen hat, und suchten das an mehreren kleinen Zügen festzustellen, die wir in der bayrischen Hauptstadt wiederfinden. Der Bayrische Bahnhof in Leipzig ist ja auch schon ein Vorposten des deutschen Südens. Und doch, welch eine andre Welt steigt vor einem auf, wenn statt des stolzen Leipziger Rathhausturms das dickköpfige, untersetzte Zwillingspann der Frauentürme aus der Ferne herübergrüßt! Jener ein Sinnbild trotzigen Bürgertums, diese ein Sinnbild für die Vereinigung kirchlicher Macht und bäuerlich-urwüchsiger Kraft; denn nicht nur, daß die Frauentürme, wie jede katholische, im Zentrum der Stadt liegt, auch die runden Kappen ihrer Türme erinnern an die zwiebelartige Turmdächer der bayrischen Dorfkirchen. So sehen wir denn in der Frauentürme den Katholizismus als echte Bauernreligion verkörpert vor uns, und so sehen wir auch in München und dem Münchner vor allem das in die Stadt verpflanzte, verbürgerte Bauerntum, das dem Münchner Leben die Struktur gibt, das soziale Kalkplateau bildet, auf dem sich erst die dünne Humusschicht der höhern Stände abgelagert hat. Diese aber, die eigentlichen Träger des geistigen Lebens in München, verdanken ihr Dasein nicht so sehr der Triebkraft des bäuerlichen Volkstums als der bewußten Kulturarbeit des bayrischen Königtums und dem durch dieses geschaffnen Kulturboden; München als Zentrale der bayrischen Volkskultur ist etwas andres denn als Zentrale einer modernen Geisteskultur; nur jene ist bodenständig, diese dagegen importiert oder besser okultiert. Indem man das volkstümliche München und das künstlerisch-literarische München oft nicht genügend voneinander geschieden hat, ist man ungerecht gegen beide geworden. Die Münchner Kultur ist noch nicht so alt wie die Leipziger — deshalb haben sich ihre verschiedenen Schichten noch nicht so stark

durchdrungen; sie ist aber auch nicht so jung wie die Berliner — darum hat die feinere Geisteskultur die derbere Volkskultur weder so stark paralytisiert wie in Berlin noch so stark assimiliert wie in Leipzig. Wer die Elite des Münchner Lebens sucht, wird nicht ins Hofbräuhaus gehn, und wer den Spießbürger sucht, nicht ins Café Luitpold. Wer von München erwartet, daß es ein großes Atelier oder ein großes Museum sei, in dem es von Farbentöpfen noch mehr wimmelt als von Bierkrügen, wird sich ebenso enttäuscht fühlen, als wenn er von ihm erwartet, ein Paradies von Bier und Weißwürsten zu finden. Wer aber zwischen Kunst- und Biergenuß das rechte Maß zu halten weiß, wer den Kunstphilister nicht einseitig und selbstgefällig herausbeißt und auch für die hausbackne Herzenspoesie des echten Münchner Philistertums etwas übrig hat, der wird nicht in den Fehler des Herrn Joseph Rüdeler verfallen,\*) der trotz allen Ruhmens mit seiner Münchner Abstammung doch nur wenig hat von dem warmen Gemüt seines kernigen Volkstums. Es ist der moderne Literat, der, aus dem Boden seiner Heimatstadt herausgewachsen, nur mit dem irrlichtelierenden Scheinwerfer seines Geistes blendende Schlaglichter auf das Treiben dieser Stadt wirft, die aber nur einzelne Bilder aus der höhern Gesellschaft im scharfen Lichte der Satire, oft auch im verzerrenden Spiegel der Karikatur zeigen, nicht mit der hellen Klarheit sachlicher Kritik die Seelenwinkel des Münchners durchleuchten. Es ist die Ausgeburt einer tollen Künstlerlaune, nicht die Schöpfung eines ordnenden Künstlergeistes, was Rüdeler hier bietet. Seiner Vaterstadt aber soll man mit einer gewissen Ehrfurcht gegenüber treten, wenn man vor Fremden ihr Bild festhalten will.

Demgegenüber erscheint es mir als eine Pflicht der Dankbarkeit für glückliche, in der Harstadt verbrachte Jahre, einige Charakterzüge ihres Wesens zu einem wenn auch noch so anspruchslosen Bilde zusammenzufügen.

Das bäuerliche, ja zuweilen bäurische Element im Wesen des Münchner Bürgers kann sich nicht verleugnen, weder im geselligen noch im amtlichen Verkehr. Wie der echte Bauer, so ist auch der echte Münchner stockkonservativ, freilich nicht im preußischen politischen Sinne, sondern im sozialen. Wie der Bauer hält er noch an seinem herzlichen „Grüß Gott“ fest, wie der Bauer trägt er noch sein Brotmesser hinten in der Hosentasche, in einer Scheide steckend wie ein Hirschfänger; wie ein Bauer raucht er seine Pfeife im Hofbräuhaus und unterhält sich mit seinem „Herrn Nachbar“, ohne zu wissen, mit wem er es zu tun hat. Etwas bäuerlich-patriarchalisches hat auch die Art, wie der Bürger an schönen Sommerabenden in den zahlreichen Biergärten, „Keller“ genannt, sein Abendbrot verzehrt: er bringt sich seinen Schinken, sein „Geflechtes“ oder sein „Durcheinander“ (gemischter Aufschnitt) in Papier gewickelt mit, breitet es mit seinem Papier offen vor sich aus und beginnt es mit seinem Dolchmesser zu bearbeiten, nachdem er sich von der Kellnerin nur

\*) J. Rüdeler, München (Städte und Landschaften, Bd. 1). Stuttgart und München, 1907.

ein „Hausbrot“ und eine Maß Bier „gekauft“ hat. Das Papier fliegt dann unter den Tisch, und man kann an der Menge der umherliegenden Papierstücke ziemlich genau berechnen, wieviel Personen an dem betreffenden Tische „gespeist“ haben.

Aber nicht nur wie er ißt, sondern auch was er ißt, kennzeichnet sofort den bäuerlichen Ursprung des Münchners und seiner Küche. Wie der oberbayerische Bauer ist auch der echte Münchner Bürger ein Anhänger derber, kunstlos zubereiteter Fleischkost. Eine Kalbshaxe oder ein Schlegel ist ihm am liebsten, aber auch die edlern Eingeweide findet man auf den Speisefarten in zahllosen Variationen: Herz gedünstet, Milzwurst, saure Nieren und Tiroler Leber. Von Gemüse und Mehlspeise mag er aber nicht viel wissen, wenn man etwa absieht von dem unvermeidlichen Sauerkraut und den traditionellen Dampfnudeln und dem wohl von Österreich herübergekommenen Kaiserschmarren. Und Suppe ißt der Münchner wohl nur, wenn sein Nationalgericht, die Leberknödel, darin schwimmen. So ist hier alles auf derben Bauerngeschmack zugeschnitten, und der an feine Küche gewöhnte Österreicher hat nicht so unrecht, wenn er von bayrischem „Gfroaß“ spricht. Alle Süßigkeiten hat das Bier verdrängt, weil es für den Münchner der Inbegriff alles Süßen ist. Deshalb hat er nicht nur eine Abneigung gegen süße und schwere Kuchen — die wenigen Konditoreien in München werden fast nur von Damen besucht —, sondern auch gegen süßlich schmeckende Fleischspeisen wie Geflügelleber, besonders Gänseleber, die man darum für einen unerhört billigen Preis kaufen kann. Andererseits ist aber der Münchner allzu pikanten Gewürzen abgeneigt, und so findet man in volkstümlichen Lokalen statt unser scharfen Senfs einen süß schmeckenden, statt des Kümmels tut er Anis ans Brot, und die Butter ißt er nur ungesalzen. Auch der Paprika hat sich von Österreich her nicht einbürgern können.

So verleugnet der Münchner auch in seiner Küche den echten Oberbayern nicht, und kräftig, einfach, ohne Süße, aber auch ohne Schärfe ist seine Sprache. Wie man dem Berliner beim Sprechen anmerkt, daß er gern scharfe Speisen, dem Leipziger, daß er gern Süßigkeiten ißt, so klingt des echten Münchners Rede angenehm und doch kernig, sie hat etwas von dem Brot- und Biergeschmack seiner Heimat; die Laute tönen voll und energisch und doch behaglich und behäbig, mit bäuerlich starkem Selbstbewußtsein hält er an seinem Dialekt fest, und auch in der Ferne schleift er ihn ebensowenig ab wie im Salon. Münchenerisch ist eben ein Stück Oberbayrisch, nur in die Stadt verpflanzt, wie der Bodenrock und der Jägerhut mit der Spielhahnfeder, und von einem eigentlichen Münchner Dialekt kann man deshalb nicht reden; dazu hat München eine zu geringe bürgerliche Kultur aus sich selbst heraus entwickelt, dazu hat auch der Münchner zu wenig Schliff und Politur, zu wenig Fühlung mit den Zentren deutscher Geistesbildung. Darum ist Münchenerisch ebensowenig ein veredeltes wie ein verblaßtes Oberbayrisch, es ist mehr ein ländlicher

als ein städtischer Dialekt, weil er im Bauern-, nicht im Bürgertum wurzelt. Das kann man besonders beobachten, wenn man ihn mit dem abgeschliffnern Wiener Dialekt vergleicht.

Eine gewisse schwerfällige Behaglichkeit wie in seiner Sprache zeigt der Münchner auch in seiner Lebensbetätigung. Er geht langsam und würdevoll einher, er übereilt sich nie und bewahrt immer seine Ruhe. Das Hetzen und Sagen wie in andern Großstädten kennt man in München nicht. Darum ist aber der Münchner kein Geschäftsmann, er rührt sich nicht leicht, auch wenn es seinen Vorteil gilt, und läßt sich deshalb leicht von unternehmenden Fremden aus dem Felde schlagen. Was München als moderne Großstadt ist, verdankt es sicher nicht den Münchnern. Manche kleine Rückständigkeiten in öffentlichen Einrichtungen zeigen noch, was München wäre, wenn es nur ein oberbayrisches München wäre. Da gilt zum Beispiel noch die Bestimmung, daß sich der Empfänger einer Geldsendung diese selbst von der Post abholen muß, was für Publikum und Beamte sehr lästig ist, zumal weil die kleinern Postämter wenig geräumig und oft stark überlastet sind. Etwas veraltet ist auch das Prinzip, wonach bestimmte Züge an Sonntagen „nur bei gutem Wetter“ abgelassen werden. Im letzten Sommer wurde auch über die unerträglichen Zustände im Hauptbahnhof wiederholt (vgl. z. B. die Grenzboten 1907, Nr. 34) öffentlich Klage erhoben, die dem gesteigerten Reiseverkehr offenbar nicht mehr genügen.

Angenehmer für den einzelnen sind in diesem sorglosen Sichgehenlassen die geringern Anforderungen, die an die physische Kraft der Beamten und an den Geldbeutel des Steuerzahlers gestellt werden. Die Lehrer an den Münchner Schulen haben zum Beispiel weniger Pflichtstunden als ihre Kollegen in Leipzig, Berlin oder Hamburg, werden freilich auch schlechter besoldet, was jedoch durch die langen Sommerferien (Mitte Juli bis Ende September) wieder ausgeglichen wird. Auch die Steuerschraube wird bei weitem nicht so stark angezogen wie in andern Großstädten, z. B. Berlin oder Leipzig.

Leben und Leben lassen, sich und seinen Mitmenschen das Leben nicht unnützlich sauer machen — das ist die Losung des bayrischen Beamten und des Münchner obenan. So auch in dem persönlichen Verkehr mit dem Publikum; nicht als ob er nicht auch grob sein könnte, er kann sogar recht grob werden, saugrob. Aber auch in dieser Grobheit liegt eine gewisse derbe Biederkeit, die sich schon darin äußert, daß der Grobwerbende seinem Erguß fast immer die Anrede: „Mei Biaba“ hinzufügt. Es ist etwas wie eine Grobheit unter Brüdern, im grimmigen, aber doch wohlgeölten Bierbaßton voll und breit herausquellend, nicht wie die dem schneidenden Nordwind gleichende, im schrillen Diskant herabsausende, mit militärischem Unfehlbarkeitsdünkel gemischte Grobheit des preußischen Beamten. Jene wirkt etwa so, als würde man etwas derb massiert, diese dagegen, als würde man gehorfeigt. Beamtentum und Menschentum vermag der Bayer überhaupt nicht scharf zu trennen. Will er

einmal den streng korrekten Beamten spielen, so fällt er leicht aus der Rolle. Als ich einmal zwei Minuten zu spät bei der Bücherausleihstelle der Staatsbibliothek angekommen war, wies mich der Beamte darauf hin und erklärte, es gäbe keine Bücher mehr. Auf einige Entschuldigungsworte von mir sagte er plötzlich in ganz verändertem Tone: „Nu, ich wollt Ihnen ja nur einen Schreck einjagen!“ Ein preußischer Beamter würde das mit seiner Würde nicht vereinbar finden. Aber an diese denkt der bayrische Beamte wohl gar nicht so sehr als an seine menschliche Gemütlichkeit. Ein Bekannter von mir ließ sich in München naturalisieren. Nachdem die üblichen Formalitäten erledigt waren, überreichte ihm der Beamte den neuen Heimatschein mit den Worten: „Sooo, nu seins Bayer — und zwanzig Pfening kosts!“

Dieselbe bequeme Behaglichkeit findet man auch im Geschäftsverkehr: „Guten Tag, was wünscht der Herr?“ „Das und das.“ „Das ist nun grad nit da. Aber gehens nur da hinüber, dort drüben am Eck, dort bekommens ganz gewiß, was Sie wünschen.“ Solche Gespräche kann man oft hören, zum Beweis, daß auch in Geschäftssachen die Gemütlichkeit beim Münchner noch lange nicht aufhört. Manche deuten dieses Verfahren als Gutmütigkeit dem Konkurrenten gegenüber, doch ist wohl eher Bequemlichkeit im Spiele, vielleicht auch Höflichkeit gegen den Käufer. Aber kaufmännisch ist es darum doch nicht. Das ist es auch nicht, wenn der kleinere Ladenbesitzer an warmen Sommertagen um 12 Uhr mittags ein Schild an seine Ladentür hängt mit der Aufschrift: „Von 12—2 Uhr geschlossen.“ Das schmeckt schon etwas nach dem Süden, wo das Carpe diem nicht mehr seine volle Giltigkeit hat.

Ich möchte hier eine Frage zu beantworten suchen, die ich einmal in einem Münchner Sommerlokal von einer norddeutschen Gesellschaft erörtern hörte, die Frage nämlich, wie es denn komme, daß der Münchner weniger rührig sei als andre Großstädter, da doch der „Kampf ums Dasein“ überall seine Rechte fordere. Die guten Leute übersahen aber dabei eins, daß nämlich München die einzige deutsche Großstadt ist, die weder einen bedeutenden Handel noch eine bedeutende Industrie entwickelt hat; denn soweit sie beides hat, liegt es in den Händen von Nichtbayern. Der echte Münchner ist in die moderne Industriekultur noch viel zu wenig hineingewachsen, und das bemerkt man auch gleich in seinem außergeschäftlichen Verhalten. Wer hätte je die Münchner Trambahnwagen in den Morgenstunden in Lesekabinette oder Münchner Biergärten des Abends in Strickschulen verwandelt gesehen wie in unsern mittel- und norddeutschen Großstädten? Dazu ist der Münchner und die Münchnerin nicht nur viel zu gesellig, sondern auch viel zu beschaulich veranlagt, sie haben viel zu viel Interesse für das, was um sie her vorgeht.

Die Rehrseite dieser geringen Geschäftigkeit ist freilich auch eine geringere geistige Regsamkeit, ein Mangel an rein intellektuellen Interessen. München hat schöne und gute Volksschulen, große und prächtige Volksbäder, aber keine

entsprechenden Volksbibliotheken und Lesehallen. \*) Der Drang nach Wißbegierde und geistigem Fortschritt ist eben noch nicht so groß in den Massen. Das literarische Interesse geht bei diesen nicht weit hinaus über die Fliegenden Blätter und das Bayrische Vaterland: lachen und kannegießern bilden ihre Lieblingsbeschäftigung. Darum ist es bezeichnend, daß in München bis vor kurzem keine ernste literarische Zeitschrift erschien, wenn man von der literarischen Beilage der leider nun auch dahingegangnen Allgemeinen Zeitung absieht. Erst in den letzten Jahren ist das besser geworden, wie die kurz hintereinander entstandnen Süddeutschen Monatshefte, Das Hochland und Der März beweisen. Für den Mittelstand sind auch diese nicht berechnet, und so fehlt es für diesen auch jetzt noch an einem guten literarischen Familienorgan. \*\*)

Aber selbst wenn er wollte, wann sollte der gute Münchner auch lesen? Im Sommer fällt es ihm nicht ein; dazu ist er ein viel zu großer Naturfreund, und den Liebeswerbungen der in der Ferne winkenden Gebirgssee kann er nicht widerstehn. Der Herbst und Winter aber ist für ihn ein förmliches Karussell von Lustbarkeiten. Mit dem Oktoberfeste beginnt es, erst langsam, dann von Weihnachten an mit rasender Schnelle: erst die wilden Bacchanalien des Karnevals, dann die Raterstimmung der Vockbierzeit, hierauf die Frühlingsfeier auf Münchens heiligem Berge — dem wahrhaftigen mount Salvation —, dem Roßherberg, weiter im Mai die sogenannte Auer Dult (ein Trödelmarkt in der Vorstadt Au), bis das Oktoberfest die holde Kette schließt, eine Kette hant durcheinander wirbelnden Wechselspiels weltlicher und kirchlicher Feste, wie es ja im Wesen der katholischen Bauernreligion liegt, beides unbefangen zu vereinigen.

Diese unerschöpfliche Genußfreudigkeit des Münchners ist es also, die auch auf seine geistige Regsamkeit zweifellos nachteilig eingewirkt hat — es ist hier natürlich immer nur von dem Münchner der mittlern Stände die Rede — und in ihm jene behäbig-behagliche Stimmung erzeugt, die mehr den Kleinstädter kennzeichnet als den Großstädter und offenbar wieder ein Residuum ist von der patriarchalischen Bauernkultur Oberbayerns, die im städtischen Rahmen weiterlebt und gerade in diesem Rahmen jenen entzückenden Reiz ausübt, den zumal der norddeutsche Großstadtmensch so stark empfindet.

Was hier als trotziger Stammesindividualismus so wohlthuend wirkt, das wird freilich bedenkllicher, wenn es sich in die Formen des Partikularismus hüllt. Doch habe ich immer den Eindruck gehabt, daß es sich im Grunde weniger um politischen als um Kulturpartikularismus handelt, hervorgegangen aus dem Überwiegen des bäuerlich-stammestümlichen gegenüber dem bürgerlich-städtischen

\*) Städtisch ist nur eine, dazu kommen aber fünf des Münchner Volksbildungsvereins, ferner fünf konfessionelle (zwei katholische und drei evangelische).

\*\*) Treffend sagt M. Haushofer: „Der Münchner liebt es nicht, Bücher zu lesen oder zu kaufen . . . Und es gibt, selbst unter den Angehörigen der gebildeten Klassen Münchens, genug Leute, die von einem oder dem andern der hervorragendsten Münchner Autoren niemals etwas gelesen haben.“

Wesen. So ist es auch zu verstehen, wenn Niehl sagt, Bayern habe das achtzehnte Jahrhundert verschlafen. Es fehlte ihm eben damals das starke und freie Bürgertum, das die Verbindung mit dem übrigen Deutschland hätte herstellen können. So ist es fast dahin gekommen, daß sich die Bayern als eine eigne Nation fühlen, und der Mann aus dem Volke noch heute von Deutschland mit seiner preußischen Spitze wenig wissen will. Manche bezeichnenden Proben dieses Kulturpartikularismus kann man noch in der bayrischen Hauptstadt finden. Sie sind durchaus nicht auf die Briefmarken allein beschränkt. Da ist als vornehmster Ausdruck dieser Auffassung das bayrische Nationalmuseum und das königliche Hof- und Nationaltheater. Man muß sich doch also wohl als eigne Nation fühlen und nicht als ein deutscher Stamm neben andern, wenn man mit dem Worte national so um sich wirft, wie man es selbst in der Reichshauptstadt nicht tut (dort gibt es nur eine Nationalgalerie). Da ist ferner der eigentümliche Nationalfarbencultus, der mit dem bayrischen Blau getrieben wird: nicht nur die Uniformen der Militärs, Post- und Bahnbeamten zeigen diese übrigens sehr wohlthuende Farbe, sondern auch die Wagen der elektrischen Straßenbahnen und die Fahren in der Nähe der Stadt, die den Verkehr über die Fähr vermitteln, sind blau und weiß gestrichen, sogar der Streusand in den Postämtern hat blaue Farbe. Nicht zu vergessen ist hier das berühmte oder berühmte „Bayrische Vaterland“, die echte Ausgeburt des oberbayrischen Bauern- und Münchner Kleinbürgertums, das freilich nach dem Tode seines Begründers Sigl viel von seiner derben Originalität eingebüßt hat. Immerhin ist es mit seiner gut bayrischen Grobheit noch sympathischer als der Simplificissimus mit seiner versteckten hämischen Bosheit. Sigl blieb wenigstens immer im heimatlichen Blau, während es im Simplificissimus stark mit krassem Rot wechselt, wenn nicht gar mit giftigem Grün.

Auch in offiziellen Einrichtungen zeigt sich eine partikularistische Tendenz, wie in gewissen eigenständigen Bezeichnungen des höhern Schulwesens (in Bayern spricht man vielmehr von Mittelschulwesen) und seiner Organisation. Was man sonst als Gymnasium bezeichnet, zerfällt in Bayern in Lateinschule und Gymnasium; jene umfaßt die drei untersten, dieses die sechs oberen Klassen, die man bezeichnet als 1. bis 6. Gymnasialklasse. Die lateinischen Bezeichnungen Sexta bis Prima kennt man also in Bayern nicht. Abweichend ist auch die Rangstufenbezeichnung der Lehrer: dem preußischen Hilfslehrer entspricht der Gymnasialassistent, dem (früheren) ordentlichen Lehrer der Studienlehrer, dem Oberlehrer der Professor. Manches ist auch für den Nichtbayern geradezu unverständlich. So erhielt ich einmal auf der Staatsbibliothek einen Bestellzettel zurück mit der Bemerkung, das Buch sei beim — Staatskonkurs. Als ich verwundert einen Bekannten fragte, was das zu bedeuten habe, und ob Bayern bankrott sei, gab er mir die bezeichnende Erklärung, daß das Wort soviel bedeute wie Staatsexamen!

Hand in Hand mit dem Partikularismus geht der Klerikalismus. Ist auch München als Gemeinde ganz in liberalen Händen — das Wort ohne den übeln Beigeschmack, den es im Norden hat —, so merkt man doch bald, daß man in einer katholischen Stadt ist. Mit der tyrannischen Macht der Kirche im öffentlichen Leben ist es freilich für immer vorbei, und nur mit Erstaunen vernimmt man, daß sich noch bis vor etwas mehr als hundert Jahren kein Protestant in München niederlassen durfte, eine Folge des Zwanges, den im achtzehnten Jahrhundert die Jesuiten ausübten. Leider hat aber noch jetzt in einem so hoch entwickelten Schulwesen wie dem Münchner der Klerus den ganzen Religionsunterricht in Händen; sowohl in den Volksschulen wie in den Gymnasien wird er nur von Priestern erteilt. Dieses Privileg hat man der Kirche bisher noch nicht entreißen können, ebensowenig wie es gelungen ist, die Einführung der Feuerbestattung durchzusetzen, obwohl der Münchner Feuerbestattungsverein relativ der größte in Deutschland ist (3000 Mitglieder). Hierin zieht Bayern mit dem sonst so verhaßten Preußen an einem Strange.



## Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

### 1



eute habe ich alles wieder gesehen, alles, wonach ich mich lange sehnte, und von dem ich träumte.

Die kleine Stadt, in der ich meine ersten Kinderjahre verbrachte, den schiefen Kirchturm, von dem die Glocken so besonders klingen, und den kleinen Friedhof, auf dem die Menschen Platz finden, die sich nicht zur römisch-katholischen Kirche halten.

Harald hat sich sehr gewundert. Er hat die Ranken von den Grabsteinen weggeschnitten und dann die Namen gelesen.

Annaluise Pankow, geborne von Falkenberg, und Harald Pankow.

Mutterlieb, das sind ja unsre Namen, rief er. Du heißest Annaluise, und ich Harald, und du bist eine geborne Pankow.

Es sind meine Eltern, die hier ihre Ruhestätte haben, belehrte ich ihn. Sie finde beide jung gestorben.

Meine Stimme klingt ruhig. Als ob das, was ich hier sage, mich nichts angehe. Und dennoch habe ich oft mein Herzblut verweint nach dem sanften, milden Vater, der hier unter Ranken und Dornen schläft.

Die Amseln singen kurz und süß, von der Stadt her läuten die Glocken.

Mein Junge kletterte auf die Mauer, die den großen katholischen Kirchhof von diesem armen Gäßchen trennt. Er blickte auf den großen Cruciferus, der seine Arme weit über die Welt streckt, auch zu uns her; er betrachtete die kleinen Täubchen, die auf den Kindergräbern aus der Erde wuchsen, die häßlichen Perlkränze, die der Wind leise hin und her bewegte; dann horchte er wieder auf den